



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Elfte Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

haftem Herangehen an die Probleme der Kolonialpolitik, wie sie selbst noch die Thronrede vom 20. November 1884 zum Ausdruck brachte, wird man eine solche kritische Prüfung und Hemmung der neuen Politik durch den Reichstag in der Absicht, Übereilungen zu verhüten, rechtfertigen können. Unhaltbar war solche Parlamentskritik nur, wo sie die Kolonialpolitik als ein Geschäft aufsaßte, das sich im Augenblick rentieren müsse, und nicht unter dem allein denkbaren Gesichtswinkel des Staatsmannes betrachtete, der ewige Politik treibt. Man sieht auch hier: im Grunde konnte den Kolonien von der Parteien Gunst und Haß nichts Gutes kommen, weil diesen immer die Voraussetzungen des wahren Staatsmannes fehlen werden, der sich mit den Tendenzen seines Landes identifiziert. Es ist daher auch eine logische Notwendigkeit, wie es geschichtliche Tatsache ist, daß damals allein Bismarcks staatsmännische Größe nach Möglichkeit die universal-historischen Probleme und Perspektiven der Kolonialpolitik über sah, wenn auch ein absichtliches Hineinführen Deutschlands in die Bahnen der „Weltpolitik“ als mit seinen kontinentalen Grundanschauungen unvereinbar durchaus abzuweisen ist.



## Sturm

Roman

Von Max Ludwig Dohm

(Elfte Fortsetzung)

Mit puterrotem Kopf verließ Evi den Saal. Aber sie dachte gar nicht daran, ihr Zimmer aufzusuchen. Eine Weile stand sie und lauschte, ob ihr vielleicht jemand nachkam. Dann nahm sie rasch aus dem Ständer im Vorsaal Sandbergs Jagdgewehr und glitt wie ein Wiesel die Treppe zur Küche hinab. Hier entriegelte sie die Hintertür und entwichte auf den Hof.

Drüben im Seitenflügel brannte noch Licht. Dort im Parterre hatte Sandberg sein Quartier. Sie schlich quer über den Hof und spähte durch die Vorhänge. Er war dabei, das weiße Eichhörnchen auszustopfen und nähte gerade eben den Balg zu.

„Der wird mir recht geben, wenn ich ihm die Geschichte erzähle!“ dachte Evi auf ihrem Lauscherposten. „Aber wenn ich jetzt klopfte, erschrecke ich ihn, den guten Kerl. Er will mich sicher damit überraschen . . . Und dann, wer weiß, ob er mich nicht sofort wieder ins Haus schickt!“

Wie ein Trapper kam sie sich vor, als sie jetzt, das Gewehr zum Schuß bereit, durch das Dunkel huschte. Und sehr ernst nahm sie die Aufgabe, in

der sich ihr Trotz entlud. Sie strich um jede Scheune. Sie kontrollierte die Ställe und blieb lauschend am Spritzenhause stehen. Nichts regte sich.

Sie war jeden Augenblick bereit, dem Anschlag der Hunde durch ihren Pfiff zu begegnen und wunderte sich, daß sich bisher noch keiner der Köter gemeldet hatte.

„Der Wächter wird sie bei sich haben,“ denkt Evi und macht sich auf, den alten Tommingas zu suchen, der vielleicht in irgendeinem Winkel schläft. Hinter dem Gewächshaus, wo es so schön warm ist, wird er wohl hocken.

Dumpf und schwer ist die Nacht. Kein Windhauch bewegt die kahlen Äste. Es ist wundervoll unheimlich.

Alles hat ein seltsames neues Gesicht. So hat Evi die alten Scheunen noch nie gesehen: die Luken unter dem Dache gucken ordentlich wie Augen unter einem tief in die Stirn gezogenen Hut, und das Holztor nimmt sich aus, wie ein gestufter breiter Bart. Das Antlitz eines Riesen ist es geworden. Und das Herrenhaus selbst liegt wie ein schlafendes Ungeheuer auf zwei mächtigen Pranken da . . .

Ein hoher Staketenzaun, nur vom Gewächshaus unterbrochen, schließt den Gemüsegarten ab. In dieser Nacht stand die in das feste Lattengefüge geschnittene Pforte weit offen.

„Was hat der alte Tommingas im Garten zu suchen? Voller Neugierde geht Evi den breiten Mittelweg entlang, der sich weit hinten unter den Obstbäumen verliert. Die Luft ist voll vom Geruch feuchten, verwesenden Laubes. Evi schaudert es — Friedhofsluft.

Sie sieht im Dunkel den Stapel Bretter nicht, mit dem die Beete abgedeckt werden sollen, sie stolpert, fällt . . . In einem jähen Knall löst sich der Schuß ihres Gewehres. Nun liegt sie da mit schmerzdem Kopfe, denn der Kolbenschlag traf ihre Stirn, liegt da, wie betäubt, keines Gedankens fähig . . .

Aber was ist das? Sie fährt in die Höhe. Ein zweiter Schuß! Ein dritter! Eine ganze Salve knattert. Und jetzt setzt es heran, von hinten aus dem Garten, eine wilde Jagd — duckt sich, lauscht, springt auf, rennt weiter . . .

In Todesangst umkrallt Evi die Bretter. Sie ist wie erstarrt. Raum schlägt ihr Herz.

Als speit sie die Nacht aus, kommen die schwarzen Gestalten angestürmt — unzählige! Einer fällt wie Evi über das unsichtbare Hindernis — sie gibt sich verloren. Aber er sieht sie nicht, flucht, richtet sich auf und folgt den anderen. Evi bleibt unentdeckt . . .

Auf den ersten Schuß hin war Sandberg ins Herrenhaus gelaufen. Er hielt sich nicht lange beim Bewundern auf, als er die Küchentür offen fand, aber er verriegelte sie hinter sich. In ein paar Sätzen stand er oben im Saal. Das war das Werk weniger Sekunden.

„Verrat!“ stieß er hervor — da ging draußen der Höllelärm los.

„An die Gewehre!“ rief Cäsar von Brügge. Im Handumdrehen standen zwanzig Bewaffnete im Vorjaal bereit und harrten auf Wenkendorffs Kommando.

Draußen war es still geworden.

„Aus dem Garten kamen die Schüsse?“ fragte der alte Freiherr seinen Förster. Doch ehe er noch Antwort geben konnte, donnerten drei Schläge gegen die Haustür und eine kräftige Stimme rief auf estnisch:

„Der Baron soll kommen! Wir schießen nicht!“ Und eine andere Stimme rief dazwischen: „Ihr habt zuerst geschossen!“

„Ich werde mit den Leuten reden!“

Aber die Junker vertraten dem alten Herrn den Weg und hoben beschwörend die Arme: „Schicken Sie einen von uns, Baron! Sie dürfen sich nicht in Gefahr bringen!“

Sandberg sagte: „Es ist keine Gefahr! Auf den Herrn schießen sie nicht. Die kommen wegen der Gefangenen.“

Der alte Wenkendorff nahm den Arm seines Försters und ging auf die Terrasse hinaus. „Bitte bleiben Sie zurück!“ wandte er sich zu den Junkern und schloß die Tür hinter sich.

Als er das Bild sah, in das sich jetzt der alte Hof von Sternburg verwandelt hatte, blieb er überrascht stehen.

Fackeln knisterten auf und beleuchteten zunächst einen Reiter, der auf weißem Pferd vor der Rampe hielt. Er hatte einen roten Frack an, wie ihn die Kavaliere zur Schnitzeljagd tragen, und ein Karabiner hing ihm vom Sattel. Geschwärzt waren die Gesichter der Fackelträger, die ihm zur Seite standen, geschwärzt auch die hunderte von Gestalten, die im weiten Kreise den Hofraum anfüllten — in trotziger Haltung und gut bewaffnet.

Der Reiter küstete in weitem Schwunge seinen Zylinder.

„Herr Baron!“ sagte er stolz. „Wir führen gegen Sternburg nichts im Schilde. Die Leute nennen Sie einen guten Herrn. Wenn Sie unsere Forderung erfüllen, ziehen wir ohne einen Schuß ab!“

„Was wollen Sie?“

„Den Schlüssel zum Spritzenhause, zwanzig Gewehre und den Baron Wolff Joachim von der Borke!“

„Gebt uns eine halbe Stunde Bedenkzeit!“ sagte Herr von Wenkendorff.

„Gut! Aber Sie sollen wissen, daß jeder Widerstand nutzlos wäre. Das Telephon ist zerschnitten. Hier im Hofe stehen hundertundzwanzig Mann, ebensoviel im Parke. Ein Wink von mir — und diese Fackeln fliegen in Ihre Scheunen!“

Der alte Baron sprach kein Wort weiter, nahm wieder Sandbergs Arm und ging ins Haus zurück.

An jeder Luke der schweren Fensterläden hatten die Junker Posten gefaßt, die Gewehre im Anschlag und hatten die Szene genau beobachtet.

Jetzt drängten sie sich um den Gutsherrn und forderten stürmisch: „wir schießen sie zusammen!“

Nur Sandberg schwieg.

„Ruhe!“ gebot Wenkendorff. „Ruhe, meine Herren!“

Er sah sich um im Kreis und überlegte lange, sichtlich mit sich kämpfend. Da fiel sein Blick auf seine Töchter, die mit todesbleichen Gesichtern dastanden. Ebba mußte von Edith gestützt werden, eine so fürchterliche Schwäche hatte sie übermannt: „Vater!“ brach Edith los. „Evi ist fort!“

Da ging ein eifriger Schrecken durch die kampfbereite Schar, und ein Schrei löste sich von Sandbergs Lippen. Seine Augen sahen starr nach dem Gewehrständler. Er griff sich ans Herz:

„Sie ist mit meinem Gewehr fort! Sie war es, die den ersten Schuß tat. Es war ein Schrotschuß. Ich habe es am Knall erkannt!“

Er stürzte auf die Tür los, aber sein Herr riß ihn zurück: „Dageblieben, Sandberg! Es hilft nichts! Sollen zwanzig Menschen um ein törichtes Kind niedergemetzelt werden? Wenn sie überhaupt in Gefahr ist — du würdest sie nicht retten! Jedenfalls müssen wir unsere Entschlüsse ohne Rücksicht auf sie fassen. Hier fragt es sich: sollen wir die Forderung der Bande erfüllen oder nicht. Ist es für die gemeinsame Sache wichtiger, daß wir uns opfern, oder daß wir mit der Bande paktieren. So weit ist es gekommen, daß selbst einige von meinen Leuten sich zu den Aufwiegeln geschlagen und uns an sie verraten haben. Meine Herren, ob wir uns wehren oder nicht, und wie die Sache auch ausgehen mag, das bedeutet an sich schon eine Niederlage. Mächtiger als Treue und Dank für gerechte Behandlung war die Stimme des Blutes. Die Scharte können wir nur auf anderem Felde auswezen.

Meine Herren — ich bin mir bewußt, daß Ihnen meine Bitte durchaus wider die Natur geht. Ich würde sie auch gewiß nicht stellen, wenn Wolff Joachim noch hier wäre. Er ist zur rechten Zeit fortgeritten. Ihn hätten wir niemals preisgegeben. Meine Herren, Sie kamen nach Sternburg, lauter Helden, bereit, Ihr junges Leben für unser Deutschtum zu opfern. Jetzt bitte ich Sie: tun Sie es nicht! Und, wenn mir in dieser Stunde die Begründung auch unmöglich ist, glauben Sie mir: Sie nützen unserer Sache mehr, wenn Sie jetzt die Gewehre aus der Hand legen.“

Gepreßt und schwer waren die Worte dem Alten von den Lippen gekommen. Cäsar von Brügge war der erste, der seinen Wunsch erfüllte.

„Ein neues Port Arthur!“ sagte er, finster dreinblickend und stellte sein Gewehr fort. Nur zögernd folgten ihm die andern.

Edith und Ebba waren zu Sandberg getreten, mit Tränen in den Augen:

„Was glauben Sie? Wo mag sie stecken? Ist sie gefangen? Hat man ihr was getan? Liegt sie irgendwo verwundet — tot?“

Sandberg stürmte die Stufen hinauf und spähte durch das Fenster des Treppenabganges in den Hof.

Der rote Reiter bewegte seinen Schimmel im Schritt und schien mit seiner Mannschaft zu reden. In dichten Schwaden qualmten die Fackeln, und drohend blickten die Läufe der Gewehre.

„Evi ist nicht drunter!“ rief Sandberg zurück. „Ich glaube — ich hoffe: sie hat sich versteckt. Nein, nein, sie kann nicht tot sein. Sie wartet sicher irgendwo, in einer Scheune, im Gewächshaus . . .“

Die Schwestern rangen die Hände.

„Ruhig, ihr Mädchen!“ sagte der Vater. „Es wird schon alles gut werden. Jedenfalls haben die draußen nichts von Evi gesehen, sonst würden sie es gesagt haben. Und Schüsse ins Dunkel treffen nicht so leicht!“

In seinem Herzen aber zitterte er nicht weniger um seinen Liebling und sah ihn irgendwo hilflos verbluten.

Die halbe Stunde war noch nicht herum, da mußte Sandberg die zwanzig Gewehre zusammensuchen, die ausgeliefert werden sollten. Er holte sie aus Evis Waffenkammer, und ein Schluchzen schüttelte die kräftige Gestalt bei dem Gedanken an seine verlorene kleine Wildkaze, die noch am Vormittag mit soviel Eifer an den Gewehren herumhantiert hatte.

Zwei große Bündel schleppte er zum Tor hinaus. Da brach ein Triumphgeheul los. Doch der rote Reiter erhob beschwichtigend die Hand. Als es still geworden war, fing Sandberg an:

„Hier sind die zwanzig Gewehre. Hier der Schlüssel zum Sprißenhaus. Herr Baron von der Borke aber ist nicht auf Sternburg!“

„Er lügt!“ schrie jemand. „Käll hat ihn gesehen, den Mörder! Er hat mit Käll gesprochen! Sie wollen ihn bloß nicht preisgeben. Durchsucht das Haus!“

In dem wüsten Durcheinander von Stimmen konnte sich der Führer nur mit Mühe verständlich machen. „Der Baron soll kommen — dem wollen wir glauben!“

Herr von Wenkendorff trat hinaus und fragte: „Seid Ihr immer noch nicht zufrieden?“

„Wir wollen den Vorküller Mordbaron!“ brüllten die Leute.

„Ich kenne keinen Mordbaron!“ sagte der Freiherr mit fester Stimme.

„Hoho! Fragt den alten Tommingas, wer seinen Brudersohn in Reval totgeschlagen hat. Und die Maja hat er niedergeknallt und hat die Kosaken auf die Arbeiter geheßt . . . Wenn Ihr ihn nicht freiwillig gebt, dann holen wir ihn!“

Ein Duzend der schwarzen Gestalten stürmte, die Gewehre schwingend, die Freitreppe hinan. Aber an der lebendigen Mauer der Junker, die hinter dem Freiherrn aus der Tür traten, prallten sie zurück. Ohne Waffen, versperrten sie den Zugang zum Schloß — stumm und gelassen.

„Zurück!“ befahl der rote Reiter. „Ich rede mit dem Baron!“ Und zum Freiherrn gewandt: „Geben Sie uns Ihr Ehrenwort, daß Baron Wolff Joachim von der Borke nicht in Ihrem Hause ist?“

„Er ist nicht mehr auf meinem Hof. Vor zwei Stunden ist er fortgeritten.“  
 „Nach Vorküßl?“

Der Freiherr zuckte die Achseln. Da brachte man mit lautem Hallo die Freigelassenen aus dem Spritzenhaus herbei. Sie bestätigten Wenkendorffs Worte, denn sie hatten den Baron abreiten hören.

„Also auf nach Vorküßl!“ schrie der rote Reiter. „Wir holen ihn aus den Federn, den stolzen Offizier. Er soll uns heute noch was vortanzen!“

Damit grüßte er zur Freitreppe hinauf, indem er wieder seinen Zylinder schwang, lenkte seinen Gaul an die Spitze der Bande und ritt durch die Hintertorporte dem Feldweg zu, als kenne er ihn längst.

Eine rauhe Stimme hatte angefangen, nun fielen sie, abmarschierend im Chorus alle ein:

„Befreit euch, Arbeitsleute  
 Gekommen ist die Freiheit heute . . .“

Als sie um die Ecke bogen, stand den schweigenden Zuschauern ein Bild aus den Bauernkriegen vor Augen. Die gleichen wilden Gestalten, der gleiche zu jeder Freveltat bereite Mut. Nur daß sie statt Dreschflegel und Heugabel moderne Hinterlader über den Schultern trugen . . .

Waldemar von Nehren war es, der dem Gedanken aller zuerst Ausdruck gab: „Die drei reiten ihnen gerade in den Weg!“

„Aber sie tun ihnen nichts!“ war Sandbergs Meinung und Cäsar von Brügge pflichtete ihm lebhaft bei.

Herr von Wenkendorff hatte sich in seinem Zimmer überzeugt, daß die telephonische Verbindung tatsächlich unterbrochen war.

„Jetzt nach Vorküßl!“ rief er. „Wir dürfen keine Zeit verlieren. Sandberg bleibt mit fünf Herren zurück. Wir anderen müssen die Bande einfach überholen. Es gibt einen noch näheren Weg, als den Feldweg — durch den Bach, Sandberg!“

„Das darf der Herr Baron unter keinen Umständen! Dann lassen Sie mich lieber mit!“ bat der Förster.

„Du suchst Eoi und achtest auf die Leute. Es bleibt nichts anderes übrig!“

Epis Name ließ Sandberg alle Bedenken vergeffen.

Noch müde von dem letzten Ritt wurden jetzt die Pferde wieder aus dem Stalle gezogen und gesattelt.

Von den Verführungsversuchen und Drohungen der Bande ganz verstört verrichteten die Knechte in ängstlicher Hast ihre Arbeit. Sandberg aber bestand darauf, den schweren Rappen selbst zurechtzumachen: „Ich habe ihn gestern erst geritten, er wird nicht mucken!“ sagte er und führte den Gaul seinem Herrn vor.

„Und wenn er muckt!“ Herr von Wenkendorff schwang sich, etwas schwerfällig zwar, aber doch ohne Hilfe in den Sattel: „Er kennt mich — er wird mir parieren. Und nun los, meine Herren!“

Diesmal wurde der Weg um das Herrenhaus herum durch die große Allee genommen.

„Ein alter Recke — Ihr Vater!“ sagte Cäsar von Brügge, der die Reiter mit Edith bis zum Parktor begleitet hatte.

„Was sein muß, muß sein. Es ging nicht anders!“ war ihre einfache Entgegnung.

„Die Herren bleiben am besten im Saal!“ schlug Ebba vor, die jetzt mit Sandberg aus dem Hause trat. „Wir drei suchen Evi!“

Sandberg, der eine Laterne trug, übernahm die Führung. Da er den ersten Schuß aus dem Gemüsegarten hatte fallen hören, gingen sie zunächst dorthin.

Sie leuchteten die Wege ab und verfolgten an den zahlreichen Fußspuren die Richtung, aus der der Überfall geschehen war.

„Da haben Sie es!“ rief Sandberg. Er sah neben dem Bretterhaufen sein Gewehr liegen: „Der Schrotlauf ist abgefeuert, und wahrscheinlich unfreiwillig. Evi wird über die Bretter gestolpert sein, und der Schuß hat ihr das Gewehr aus der Hand geschlagen. Sehen Sie — hier im Spargelbeet sind ihre Tritte.“

Deutlich hatte sich Evis kleiner Fuß in dem weichen Boden abgedrückt. „Hier ist sie abgerutscht — hier geht es weiter. Sie ist zwischen den Beeten bis zur Mauer gerannt!“

Sandberg bückte sich tief zur Erde und folgte den von der Laterne beleuchteten Spuren mit erstaunlicher Schnelligkeit.

An der Mauer machten die drei halt. An ihr entlang ging ein befestigter Weg, auf dem keine Abdrücke mehr zu unterscheiden waren. Sandberg zog seine Schlüsse wie ein erfahrener Detektiv.

„Sie ist über die Mauer geflohen. Aber bei den zwei Metern Höhe ist ihr das nicht so ohne weiteres gelungen. Wie ich Evi kenne, wird sie dort in der Ecke auf den Apfelbaum geklettert sein . . .“

„Natürlich,“ rief Ebba. „Das hat sie ja schon als Kind gemacht!“

Der Baum wurde sorgfältig abgesehen und mehrere gebrochene Zweige bestätigten Sandbergs Vermutung. Er schwang sich hinauf und beleuchtete die andere Seite der Mauer.

„Denselben Weg hat die Bande genommen, als sie kam. Der Acker ist ganz zertrampelt. Von Evi kann ich nichts entdecken!“

Ratlos machten die drei kehrt und gingen zurück.

„Vielleicht ist sie im Gemächshaus!“ meinte Ebba.

„Dann hätte sie sich längst gemeldet!“ entgegnet Edith. Aber sie gingen doch hinein und leuchteten in jeden Winkel.

In der Türe zum Geräteschuppen prallte Sandberg zurück. Er war auf etwas Weiches getreten. Einer der Hunde lag verendet am Boden. Nicht weit davon streckten die beiden anderen alle Viere von sich. Über ihnen aber am Balken hing der alte Tommingas.

„Suchen Sie nicht hin!“ rief Sandberg, der die Situation blitzschnell übersehen hatte. Er schloß die Tür hinter sich, zog rasch sein Messer und durchschnitt den Strick, an dem der Wächter hing. Seine Bemühungen waren umsonst. Der Kopf des Graubarts sank schwer nach vorn. Er hatte die Wirbelsäule gebrochen.

„Tommingas hat sich selbst gerichtet!“ sagte Sandberg, schweratmend.

„Entsetzlich, furchtbar!“ Die jungen Mädchen hielten die Arme schützend vor die Augen und rannten hinaus.

„Lassen Sie mich jetzt allein weiter suchen!“ bat der Förster. „Ich glaube bestimmt, Evi hat sich im Wald versteckt. Wenn sie meinen Pfiff hört, kommt sie hervor!“

„Lieber Sandberg, nehmen Sie doch wenigstens ein paar Leute mit,“ flehte Ebba. „Mindestens eine Waffe!“ bat Edith.

Das leuchtete ihm ein, und als er die Schwestern bis zum Hause begleitet hatte, holte er sich den Drilling aus seinem Quartier und verließ den Hof.

(Fortsetzung folgt)



## Dänische Leute und dänisches Land im Spiegel des Romans

(Sophus Bauditz)

Von Wilhelm Poock in Ascona



Unter den Dichtern, bei denen deutscher Geist durch fremdes Sprachgewand hervorschimmert, ist vor allem der dänische Romanschriftsteller Sophus Bauditz zu nennen. Seine Bücher lesen sich — in der ausgezeichneten Übersetzung der Frau Mann — wie deutsche, obwohl sie so dänisch sind wie nur ein Holger Drachmann oder Pontoppidan. Man kann dänisches Wesen bestimmter Kreise, vor allem des Adels und mittleren Bürgerstandes, kaum besser kennen lernen als aus den